

Zeit, über die wahren Probleme zu reden

Analyse zu Kultur und Rassismus Seit einigen Tagen debattieren wir über kulturelle Aneignung und landen am Ende doch bloss bei der Frage, ob wir jetzt noch Pizza essen dürfen oder nicht. Das reicht nicht.

Ane Hebeisen

Als am Abend des 18. Juli die Reggae-Band Lauwarm darüber informiert wurde, dass sie ihr Konzert in der Brasserie Lorraine nicht fortsetzen dürfe, glaubten einige Besucherinnen und Besucher des Lokals noch, es sei wieder einmal einem lärmsensiblen Nachbarn geschuldet, dass hier Livemusik verhindert wird.

Die wahren Verantwortlichen des Konzertabbruchs lehnten sich vermutlich zufrieden zurück, im festen Glauben, gerade einen wesentlichen Beitrag zur Verbesserung der Welt geleistet zu haben. Eine Band, die sich eine fremde Musik zu eigen macht, mitsamt ihrer Symbolik, reproduziere kolonialistisches Ausbeutergebaren, so ihre Idee. Also sollten die Frevler gefälligst den Nachhauseweg antreten.

So absurd die ganze Aktion erscheinen mag, so abwegig ist der Gedanke über kulturellen Kolonialismus nicht. Beispiele, in denen die Vereinnahmung einer minderprivilegierten Kultur tatsächlich Grenzen des Anstands überschritten und ausbeuterische Züge angenommen hat, gibt es einige.

Als etwa im Juni 1958 ein gewisser João Gilberto mit einer vollkommen neuen Musik durch die Clubs von Rio zog und überall Staunen und Begeisterung auslöste, ahnte er nicht, was mit seiner Bossa nova nur einige Jahre später geschehen sollte. Bald sprach sich in den Jazz-Kreisen der USA nämlich herum, dass in Brasilien eine Musik entstanden sei, die an Coolness kaum zu überbieten sei, und so enterten die Superstars des Jazz die Clubs um die Copacabana, um sich musikalisch inspirieren zu lassen, und bald auch, um die eigentümlich groovenden Musiker in Tonstudios in den USA zu locken.

Kulturelle Plünderungen – der Markt regelt alles

Doch die Ausbeutung geschah hier weniger auf künstlerischer Ebene. Im Gegenteil. Die neuen Kollaborationen führten dazu, dass die Bossa nova bald auf der ganzen Welt ein Publikum fand und sich künstlerisch weiterwickelte. Es waren die amerikanischen Verlage, die mit Dollarnoten wedelnd die Musiker, die noch nie etwas von Urheberrechten gehört hatten, überredeten, ihnen die Songrechte für ein lächerliches Entgelt abzutreten. João Gilberto starb 2019 hoch verschuldet in Rio.

Man könnte auch all die sogenannten World-Music-Produzenten erwähnen, die in den Achtzigerjahren afrikanische Musiker in ihre Studios einfliegen liessen, deren Lieder für die westlichen Hörgewohnheiten mittels Digitalsynthesizer aufpolierten, dafür mit gülden Schallplatten überhäuft wurden und sich als Retter der Dritten Welt aufspielten. Etwas verwerflicher war da schon das Gebaren von Boney-M.-Erfinder Frank Farian, der Songs aus Jamaika oder Tunesien coverte, ohne bei den Verwertungsgesellschaften die wahre Urheberschaft anzugeben. Alles passiert. Alles beklagenswürdig.



Der Musiksender MTV weigerte sich am Anfang standhaft, Musik von Schwarzen zu spielen.

Dass da zuweilen nicht nur Ignoranz, sondern auch rassistische Motive eine Rolle gespielt haben könnten, lässt die Geschichte des Musiksenders MTV vermuten, der sich in seinen Anfängen standhaft weigerte, Musik von Schwarzen zu spielen. Er knickte erst ein, als die Plattenfirma CBS den Sender unter wüsten Androhungen nötigte, das teuer bezahlte Video von Michael Jacksons «Billie Jean» zu senden.

Hinter der Aktion in der Brasserie Lorraine steckt der vage Gedanke, dass es einer historischen Ungleichheit in der Verteilung von Macht geschuldet ist, dass wir hier grossmehrheitlich Fischstäbchenmusik zu hören bekommen und dass die grössten Blues- oder Rock-«n»-Roll-Stars Weisse waren, obwohl die Musik aus einer schwarzen Szene erwuchs.

Doch man könnte nun sagen: Wenn die Welt lieber Paul Simons «Graceland»-Album hört statt Miriam Makebas Debüt, wenn sie sich lieber mit Blues-Samples aufgehübschte Billig-Tracks von Moby zu Gemüte führt anstatt der sagenhaften Originale der Sängerin Vera Hall, wenn die Welt lieber Brazilectro statt Jorge Ben, lieber Rolling Stones statt Muddy Waters hört; wenn die Welt also lieber Fischstäbchen isst als richtigen Fisch, dann soll es halt so sein. Der Markt regelt schliesslich, was Populär- und was Nischenmusik ist.

Sich verzetteln auf Nebenschauplätzen

Doch diese Erklärung greift selbstredend zu kurz. Aus den Marketingkassen der Plattenfirmen wurde über Jahre nur das gefördert, von dem man annahm, dass es dem weissen, wirtschaftlich potenten Publikum gefällt.

Nein. Wird es eine afrikanische Künstlerin kümmern, dass derselben Berner Reggae-Band untersagt wird, Rastalocken oder afrikanische Textilien zu tragen? Nein. Wird mit Interventionen wie jener in der Brasserie Lorraine auch nur im Ansatz irgendeine rassistische Ungerechtigkeit kompensiert oder verhindert? Nein. Ist es der Rassismus-Diskussion förderlich, sich auf solchen Nebenschauplätzen zu verzetteln? Zur Hölle, nein.

Denn dass die Schweiz ein strukturelles Rassismusproblem hat, das auch bis in die Kultur züngelt, wird wohl niemand ernsthaft bestreiten wollen. Wer daran zweifelt, frage bei Personen nach, deren Name auf «ic» endet und die sich gerade auf Wohnungssuche befinden, oder bei einer afrikanischen Band, die ihre Musik gern ins Schweizer Radio bringen möchte.

Der eurozentrische Blick und Strukturen des Business

Letzten November veröffentlichte der Bund eine Studie, in der erhoben wurde, wie es in diesem Land um die Toleranz gegenüber Migrantinnen und Migranten steht. Die Erkenntnisse waren einigermaßen erschreckend: 41 Prozent der hiesigen Bevölkerung ohne Migrationshintergrund fühlt sich durch Personen mit einer anderen Sprache, Staatsangehörigkeit, Religion oder Hautfarbe «gestört». In der Deutschschweiz trifft dies auf 37 Prozent der Gesamtbevölkerung zu.

Was also sollte uns eher umtreiben? Die paar Weltverbesserungsfantasten, die sich angesichts einer bleichgesichtigen Reggae-Band «unwohl» fühlen? Oder jeder dritte Deutschschweizer, der sich durch eine ihm

fremde Kultur «gestört» fühlt? Wo also ansetzen, damit aus einem «Stören» eine «Neugier» wird? Wo beginnen, damit sich die Situation des jamaikanischen Reggaemusikers, der afrikanischen Künstlerin, der musizierenden Diaspora wirklich verbessert und marginalisierter Musik der eingeforderte Respekt und die nötige Aufmerksamkeit entgegengebracht werden?

Beginnen wir bei den Strukturen der Musikindustrie: Denn Tatsache ist, dass diese – und mit ihr die ganze Wahrnehmung von Musik – seit Jahrzehnten von (meist männlichen) Meinungsmachern der Ersten Welt dominiert wird. Hier sitzt das Geld, hier sitzt die Macht, also wird auch diese (vornehmlich weisse) Klientel bevorzugt bedient. Hört man sich das Tagesprogramm eines Schweizer Radiosenders an, wird man – neben lokalen Phänomenen – grossmehrheitlich auf Musik aus Nordamerika oder Europa stossen. Afrikanische, karibische, asiatische oder schon nur osteuropäische Klänge gibt es hier kaum zu hören.

Vor 35 Jahren kreierte Marketing-Verantwortliche englischer Plattenfirmen den Begriff World Music, der alles schubladisieren sollte, was in den Ohren des Westlers exotisch klingt und nicht ins gemeine angloamerikanische Pop-Rock-Schema passte. In dieser Schublade wird es bis heute verstaut. Verschickt eine schweizerisch-türkische Disco-Band ihre Musik an ein hiesiges Radio, erhält sie die Rückmeldung, man werde es der World-Music-Expertin weiterleiten, falls denn überhaupt noch eine solche angestellt ist. Dass man mit ungeläufigeren Klängen auch mal das Tagesprogramm bereichern könnte, diese

Idee existiert in den Köpfen der Entscheidungsträger nicht. Es gilt, die Durchhörbarkeit nicht zu «stören»: Auf diese Tradition der kulturellen Ghettoisierung hinzuweisen und bei den Verantwortlichen sanften Druck auszuüben, zeitigte vermutlich mehr Wirkung, als wenn man an einem Berner Reggae-Konzert den Aufstand übt.

Dieser eurozentrische, westliche Blick auf die Popmusik hat sich nicht nur im Radio, sondern auch in allen anderen Medien verfestigt. Vergleicht man die beliebten Jahresbestenlisten einschlägiger europäischer Musikmagazine oder Zeitungen, stellt man zwar eine erstaunliche Einhelligkeit fest, was die Musik der Stunde ist. Genauso eindeutig ist aber auch das Verdikt, dass Musik aus anderen Kulturkreisen in den Augen und Ohren der westlichen Musikredaktoren keine Relevanz besitzt. Doch wie soll derartige Musik Respekt gezollt werden, wenn sie nirgendwo hörbar wird?

Streaming macht auch nicht besser

Als Band aus dem globalen Süden an eines der grossen Schweizer Festivals gebucht zu werden, ist heute nahezu unvorstellbar, es sei denn, man ist bei einem der raren Labels unter Vertrag, die auch in der Indie-Szene Ansehen geniessen. Ausserdem darf man keine Probleme mit dem Visum verursachen und sollte deshalb mit Vorteil gerade in Europa stationiert sein. Kommt hinzu, dass in der postpandemischen Ära niemand mehr das Risiko eingehen will, eine Band zu buchen, die auf dem hiesigen Markt noch nicht etabliert ist, geschweige denn eine siebenköpfige Gruppe aus Afrika einfliegen zu lassen und sich damit das ökologische Karma zu versauen.

Und wer glaubte, dass die neue Streaming-Welt, die den grenzenlosen Musikkonsum propagiert, die Lage für Musikschaaffende aus anderen Kulturen verbessern würde, hat sich gründlich getäuscht. Wer in einer anderen Sprache als Englisch singt, wird vom Algorithmus sogleich zum Exoten gemacht, der es bestenfalls auf Nischen-Playlists schafft. Wer zudem vornehmlich in seinem Heimmarkt auffällige Erfolgswerte ausweist, wird von den Diensten als «lokales Phänomen» kategorisiert und wird den Sprung in die grosse weite Streaming-Welt kaum schaffen.

Es gibt also genügend strukturelle Probleme, über die endlich mal gesprochen werden sollte, anstatt die Energie in Debatten über harmlose Gartenkonzerte verpuffen zu lassen. Der gut gemeinte Wunsch einer woken schwarzen Minderheit, die farbige Gesellschaft vor etwas schützen zu wollen, was diese in der Mehrheit selbst gar nicht als grundlegendes Problem begreift, kehrt sich für die betroffenen People of Colour ins Negative: Es lässt sie dastehen wie unselbstständige Sensibelchen. Oder wie der schwarze Intellektuelle John McWhorter kürzlich in einem Vortrag sagte, «wie dumme Babys». Wie sagte Tucholsky doch so schön: Das Gegenteil von gut ist gut gemeint.